

Mutter und Kind.

Von Hoffmann von Fallersleben.

Was eine Kirberseele Aus jedem Blick ver spricht, So reich ist doch an Hoffnung Ein ganzer Frühling nicht.

Wie uns den Frühling kündigt Ein Weichen schon im März, So ward dein Kind ein Frühling Für dich, o Mutterherz.

Es wird zur Rose werden In Jucht und Stämmigkeit, Und die erneuert auf Erden Die eigene Frühlingzeit.

Japanische Goldfäden.

Von den japanischen Goldfäden wissen unsere Damen noch viel zu wenig, um sich dieses vorzüglichen Stimmmaterials zu bedienen. Wer die japanischen Stimmereien müßigt, findet, daß neben den in Plättchen aufgetragenen, mit leuchtenden Seidenfäden auch von Goldfäden reich Gebrauch gemacht ist. Und diese Goldfäden zeichnen sich dadurch aus, daß sie einen ungemein bescheidenen Glanz besitzen und sich harmonisch der farbigen Composition einfügen. Besonders umfangreicher Gebrauch ist von diesen Goldfäden bei den großen, mehrteiligen Wandschirmen gemacht worden, die schon seit geraumer Zeit in Menge nach allen Ländern exportirt werden und überall willkommene Aufnahmefinden, weil sie sich in hohem Maße zur Zimmerdecoration eignen. Flott und breit sind diese Stimmereien ausgeführt, und zwar ganz in der ungemein ansprechenden naturalistischen Auffassung, welche die japanische Kunst auszeichnet. Bunt schimmernde Fäden, die in der Nähe einer Bambusblende im Kampfe begriffen sind, hübsche Pfirsich-, Kirsch- oder Kirshobäume mit langgestreckten Wasserzweigen und in den Wolken mit eilig dahinjagenden Wildgänzen, das sind die gewöhnlichen, mit feinstem Reiz vorgetragenen Motive, welche die Sticker nach den gefüglichen Vorlagen der Maler mit emigem Fleiß auf den im Stimmrahmen ausgespannten Seidengrund hinzubringen. Die zur Verwendung kommenden Goldfäden sind nun keine solchen, wie sie meist unsere Damen zu benutzen pflegen. Diese Fäden bestehen aus einem dünnen Metallrad, der um die Seele spiralförmig gewickelt ist, um die japanische Fäden hingegen aus einer Seele von Seide oder Baumwolle, um welche spiralförmig ein auf der Oberfläche vergoldeter Papierstreifen, dessen Breite etwa den vierzigsten Teil eines halbes beträgt, gewickelt ist. Dieses Papier, gefertigt aus der Rinde des Maulbeerbauers, ist ungemein zähe, weich und schmiegsam. Die edle Vergoldung haftet an dem Papier sehr fest, daß sie nicht mehr zu entfernen ist. Wird unser Metallrad mit der Zeit schwarz und unansehnlich, während er zuvor einen lebendigen Glanz besaß, so bleibt der japanische mitleuchtende Goldfaden immer unverändert. Große Fäden lassen sich mit ihm vortrefflich bedien, da ihm das Farbe und Dretterer unseres Metallfadens abgeht. Durch Ueberfärbung in roten oder grünen Fäden, mit denen er auf dem Grunde festgehalten wird, verleiht die japanische Nadelkünstler eine solche Goldstickerei noch erhöhten malerischen Reiz. Wenn auch in größeren Stimmereialtern der japanische Goldfaden bei Fäden und Paravanten hin und wieder bereits Verwendung gefunden hat, so ist er in der häuslichen Stickerei doch noch wenig in Aufnahme gekommen. Und doch verdient dieses leicht zu behandelnde, ungemein geeignete Material die weitestgehende Beachtung. Da die Fäden in verschiedenen Goldlösungen und Stärken zu haben sind, bedarf wohl kaum eines Hinweisens. Wie alle übrigen das Papier ist, mag daraus hervorgehen, daß es in japanischen Brautgeboten vielfach als Geschenk verwendet wird. Einen ausgezeichneten Goldfaden besaß übrigens auch, wie noch hervorgehoben werden mag, die mittelalterliche Bildhauerei. Alle Paravanten, die sich wie zum Beispiel jene in der Marientische zu Darmstadt auf unsere Tage erhalten haben, weisen noch solche Goldfäden auf. Anzeichen sind die dünnen Fäden, die wie jeder Seitenfaden mit der Nadel in das Gewebe des Grundes eingefügt werden können, aus den Darmfäden der Schlichterere geschnitten und alsdann mit Vergoldung versehen worden.

Der Triumph der Zeit. Dame: Ich bin mit Ihrer Arbeit sehr unzufrieden. Vor sechs Monaten habe ich meinen Papagei erst ausstopfen lassen, und jetzt gehen ihm schon die Federn aus. — Vogelkünstler: Ich, gnädige Frau, das ist eben der Triumph unserer Kunst; ich habe im Ausstopfen von Vögeln eine so große Fertigkeit, daß dieselben mausern, als wenn sie lebendig wären! — Bild in die Zukunft. Arme Wittve: Ich bin eine arme Wittve mit drei kleinen Kindern. Können Sie mir nicht ein paar abgelegte Kleider geben? — Dame: Das ist ein Frage, was ich Ihnen geben könnte, wäre ein Paar als Vögel meines Mannes. — Wittve: Geben Sie, geben Sie! Ich möchte mich wieder verheirathen, ich kenne ein paar Gentlemen, die hinter mir her sind. — Vorfrisch die Mutter der Weisheit. Wenn ich nur wüßte, was ich meinem Manne zum Geburtstag bescheide? — Schenken Sie ihm doch einen Kanarienvogel! — Nicht wahr, daß er sich von dem auch noch's Schlag ausgedehnt!

Solo für Tromba in „P.“

Humoristische von Franz Kurz-Elbeheim.

Ich kann keine Trompeten hören, ja ich könnte aus der Haut fahren, wenn oft auf dem Dorfe die reisenden Musikanten — Schaurranten bezeichnet sie der Volksmund — ihre lustig klingenden Weisen aufspielen. Gar nicht begreifen kann ich, wie andere Leute das schön finden, wie dieselben sogar aus ihren Häusern herauströmen und danach auf offener Straße tanzen können.

Da höre ich lieber von einer Drehorgel. Im Grunewald ist Holztaut- oder „Tararabundia“ spielen; da hört doch noch Klang und Musik drin. — Wer eine Trompete? Ich weiß nicht, woher meine Antipathie kam. Es kann sein, daß meine Mutter keine Lust hatte, Trompete zu erlernen und ich diesen Haß mit der Muttermilch eingelesen. Es kann sein, daß — na, wie gesagt, ich weiß es nicht. Und es thut auch nichts zur Sache, das überhaupt nicht zu wissen. Aber einmal hat mir meine Antipathie einen Streich gespielt, den ich mein ganzes Leben nicht vergessen werde, zumal mich meine Frau immer daran erinnert. Denn diese —

Doch ich will nicht vorgehen. Ich war vor mehreren Jahren als Redacteur einer Zeitung in D. angeheilt, hatte mein gutes Auskommen, lebte dabei in der Hoffnung einen reichen Anteil erben zu können, (was merkwürdiger Weise auch geschah), stand im sechsundzwanzigsten Jahre und war bis über die Ohren verliebt in die Tochter des reichen Kaufmanns Höhnel. Kurz und gut, als ich eines Morgens mein Ebenbild im Spiegel betrachtete, raffte in mir der Entschluß: „Diese Tochter des reichen Kaufmanns Höhnel, die gewöhnliche Menschen Frau zu nennen wagen, wird meine Frau. Du hältst noch heute um ihre Hand an, denn ihrer Gegenliebe bist Du mehr als genug versichert worden u. s. w.“ Nun, ich sehe voraus, daß die verheirateten Leser und Leserinnen auch schon verheiratet waren.

Und drei Monate später war Rosa mein liebes Weib und wir lebten zusammen wie Adam und Eva im Paradies, bevor sie den bewußten Apfel gegessen hatten. Aber im Paradies gab es auch noch keine Trompeten. Und da es heute solche Martenwerkzeuge giebt, war mein Glück von nicht allzulanger Dauer. Die Familie meiner Frau ist sehr musikalisch. Jedes Kind spielt ein Instrument. Auch Kösschen hatte sich mit dem Piano geübt. Ich hatte ihr gleich von Anfang an unsere Bekanntschaft an erklärt, daß ich keine Trompete hören könne. Nun hing im Musikzimmer meines Schwiegeraters ein solches Ding. Auf meine Frage, wer das spielte, erhielt ich von meiner danniger Braut die Antwort: „Eine Freundin von mir.“

Da ich mich verließ. Und Verheiratete glauben eben Alles. In der Stadt rüstete sich die Musikalische Welt zu einem großen Concert es war wohl etwa ein Vierteljahrhundert nach meiner Hochzeit. Der Erlös sollte einem wohltätigen Zweck dienen. In unserer Zeitung war schon großartige Reklame gemacht worden und ich hatte überhaupt das Möglichste gethan, was eben bei solchen Anlässen von einem verantwortlichen Redacteur verlangt werden kann.

Meine Frau hatte man sogar in's Comité gewählt. So kam es, daß dieselbe häufig des Abends hinaus mußte und mich allein ließ, was mir als jungen Ehemann gar nicht so besonders behagen mochte. Man denkt sich aber einmal selbst in meine Situation hinein. Da komme ich Abends müde und hungrig nach Haus, in der Erwartung von einem liebeglühenden Weibchen empfangen zu werden. Vor Allem ist die Thür verschlossen und endlich öffnet mir auf mein Klingeln unser Dienstmädchen, welches über und über roth ist. Die Farbe war mir schon verächtlich. Auf die Frage, wo sich meine Frau befindet, erhalte ich zur Antwort: „An der Wohlthätigkeitscomité.“ Dem folgt ein gebenedites: „A“? — meinerleits. Nun trete ich in's Wohnzimmer. Der Ofen ist aus und drauhen liegt weiche ich mich auf's Sopha, zünde meine Pfeife an und bestimme dem Mädchen Feuer anzumachen. Sie läuft schnell zur Küche und ich vermeine, durch die Stille des Hauses ein lautes Schmaggen zu hören, als ob sich zwei Sippenpaare aufeinander pressten. Es ist meine Sache nicht, an Gelpenster zu glauben. Und so habe ich denn über das Schmaggen meine eigenen Gedanken. Endlich wird das Zimmer in etwas durch die lustig aufflackernden Flammen erwärmt — und ich träume und verwirre mich im Stillen die ganzen Comitieglieder. Und so dusele ich allmählich ein.

Das soll nun ein Honigmondleben sein. Aber eines Abends wurde mir die Geschichte doch zu dunt. Als mir das Dienstmädchen wieder den Befehl gab, meine Frau sei in der Comitiegung, warf ich kurz entschlossen die Thür hinter mir ins Schloß, schlug meinen Kragen auf (es schmerzte nämlich, daß man schwarz werden konnte vor Werg) und machte mich auf den Weg zu dem Hause, in dem die Sitzung stattfand. Es war still in dem Saale — sonst aber Alles still und ich wunderte mich schon, daß es so ruhig hergeht konnte, da doch Frauen dabei waren, machte mir jedoch weiter keine Gedanken und wartete eine, wartete zwei Stunden vor dem Hause in dem abgesehenen Wetter. Endlich Vin-

gelte ich und frug das mir öffnende Dienstmädchen, ob denn die Sitzung noch nicht zu Ende sei.

Dieses schaute mich groß an und schien mich nicht zu verstehen. Darauf guckte sie die Achseln. Ich kenne den geliebten Mörder zu gut, um nicht zu wissen, daß dieselben sehr leicht durch ein Markstück wirkungslos gemacht werden können. So war's auch hier und ich erfuhr, daß heute keine Sitzung gewesen, daß sie aber von meiner Frau „breffirt“ worden sei, zu sagen, falls einmal einer käme, die Sitzung sei abgesetzt worden. Sie sei nur eben zu ihren Eltern gesprungen. Für diesen Dienst habe sie drei Mark bekommen. Ich verstand diesen Witz mit dem Vorklang, wie Frau Buchholz sich ausdrückt, und legte in ihre schöne Rechte noch ein Thalerstück. Dann aber rannte ich, während über solche Heimlichkeiterei, zu meinen Schwiegereltern. ...

Dort war wieder nichts von meiner Frau zu sehen. Auch war dieselbe heute noch gar nicht dagewesen. Ohne Abschiedsgruß stürzte ich wieder zum Hause hinaus und rannte in den Straßen umher. Ich weiß nicht — ich bin sonst nicht eifersüchtig. Aber die Sache regte mich doch auf — Da ist etwas faul im Staate Dänemark! Wüßig tauchten in dem weichen Schneegewirbel zwei Schatten vor mir auf. Jetzt werden dieselben deutlicher und jetzt erkenne ich in dem einen meine Frau und in dem anderen einen jungen Musiker, der erst kürzlich in unsere Stadt gezogen war.

Als sie mich erblickte, schien sie erschrocken, sagte ich aber dann doch wieder so schnell und sagte zu ihrem Belehler: „So machen wir's also, nicht?“ Darauf reichte sie ihm sichtlich ihre Rechte und — hing sich in meinen Arm.

Ich sagte nichts, sondern führte sie ruhig nach Hause. Dort aber begann das Verhör. Sie warf sich auf's Sopha und ich setzte mich ihr gegenüber. „Hat die Sitzung lange gedauert?“ Sie mußte wohl Punkte gerechnet haben, denn sie entgegnete: „Dieselbe Zeit aus.“

„Schön. Welchen Zweck hat Du denn, mir daselbe zu verheimlichen?“ Ich verheimliche Dir das doch nicht.“

„So? Weshalb giebt Du denn dem Dienstmädchen drei Mark, um mich irreführen zu lassen?“

„Haha, hat sie es Dir doch gesagt? Das ist ja reizend. Und wieviel hast Du ihr gegeben, damit sie den Mund aufthat?“

„Ich mußte lachen. Sie aber fuhr fort: „Ich will Dir etwas sagen. Du bist eifersüchtig, im höchsten Grade eifersüchtig. Es ist mit Dir gar nicht auszuhalten. Ich soll keinen Schritt allein vor die Thüre setzen dürfen.“

„Dho, wer verheiratet Dir denn das?“

„Du — Du — und nochmals Du! Du, was habe ich für einen abgesehenen Mann.“

Dabei begann sie zu schluchzen, dann kamen die Thränen. Und ich stand auf, gab ihr alle möglichen und unmöglichen Schmeidephrasen, versprach ihr sogar einen neuen Hut, und als das auch nichts half, ein neues Kostüm. Erst da beruhigte sie sich und sagte nichts mehr. Ich dilo ...

Wenn einer verheiratet ist, wird derselbe nicht verdammen. Aber die Eifersticht hatte einmal gar gefaßt, und ich blieb so lange eifersüchtig, bis ...

gar unter den Solisten und Solistinnen genannt war. Jedenfalls spielt sie den Faustwäger von Vist, der auch auf dem Programm stand.

... Und ich verfuhr wieder in meine Träumereien. Hinter den beiden Streitenden sah mein Schwiegervater und unterfält sich gnädig mit seinem Procursiren. Ich sehe noch andere, manche mir wohlbekannte Gesichter. Lebhaftes Gemurmel auch da oben. Dort schimpft ingrimmig einer, dem der Dränger auf die Füsse getreten. Jedenfalls hatte er Hühneraugen und noch nicht Wasmuth's Hühneraugenringe in der Uhr angewandt, die ja, der Reclame nach wenigstens zu urtheilen, so vortrefflich sein sollen. Dort befandete einer sein musikalisches Verständnis, indem er leise vor sich hin die „Holsaucktion“ pfiff.

So dachte ich, mir den Zuschauer Raum. Hatte ich ihn doch unglücklich Male schon selbst so gesehen — „Herrin!“ rief ich halb unwillig, denn ein starkes Koppen hatte mich aus meinen Träumereien aufgeschreckt. Die Dämmerung sank schon bernieder. Es war so möglich warm und ich ärgerte mich thatsächlich, daß ich so plötzlich gestört wurde.

„Ah, guten Abend, Franz,“ erlönte nun vom Eingange her eine Stimme. „Guten Abend,“ erholten sich drei andere. Ich schaute mich nach den Sitzern um. Es waren vier meiner Bekannten und muß ich nun wohl dieselben meinen Lesern vorstellen, da dieselben nämlich fernhin keine unwichtige Rolle spielen werden. Da ist zuvörderst der Herr Bruno Wenden, ein Junggeselle von 40 Jahren, Weiberhasser ein gross mit rundem Bäuchlein und großer Glase, dann folgt Fritz Broichs, junger Ehemann von 28 Jahren, der aber stets nach dem Ausspruch handelt: Wer seine Frau liebt, läßt sie zu Hause. Nach ihm kommt Karl Busch, ein Musiker, wie man sie selten findet, der nur das Recht hatte, stets verlannt zu werden, und endlich, Kurt Wienand, ein zukünftiger Rentier und Beschäfer der edlen Kunst, insofern dieselbe von Künstlerinnen ausgeübt wird.

Diese vier also hatten mich aus meinen Träumen aufgerüttelt und zwangen mich, mein Heim zu verlassen und ihnen in eine fröhliche Kneipegesellschaft zu folgen, wo ich eine Menge Ehemänner antraf, die sonst nicht leicht auszugehen pflegen. Wie ich bald vernahm, waren alle ihre Frauen im Wohlthätigkeitsconcert ...

So hatte daselbe also eine doppelt gute Seite. Die Stimmung war eine sehr anmuthige, eine Rede folgte der anderen, ein Geistesblitz entzündete einen zweiten, der Wein war ausgezeichnet; kurz und gut, als ich gegen 7 Uhr mit den Döngenannten das Local verließ, konnte ich mit eigenen Augen die Entscheidung machen, daß die Erde sich drehe.

Wüßig löste uns aus einem großen Hause ein volles Chorleid entgegen. Wir blieben wie auf Commando stehen und schauten nach den hellereleuchteten Fenstern. Wir standen vor dem Concertsaale. „Du Bruno,“ rief Karl, „hier gehen wir hinein.“

„Karl, Du hast Recht,“ entgegnete ihm Kurt, und sich an mich wendend, frug er: „Franz, gehst Du mit?“

Wir lösten schon die Trompeten im Ohr und so sagte ich denn, daß ich lieber auf sie warten wollte.

„Du bist ein Musikfeind,“ predigte nun Karl, „weil Du denn nicht, daß der überhaupt kein guter Mensch ist, der die Musik scheut!“

„Ah, höre auf. Ich scheue die Musik gar nicht. Ich vermag nur nicht dem Schalle einer Trompete zu widerstehen.“

„Na, bleib hier, wir gehen hinein.“ „Ich erwarte Euch in der Restauration hinten an der Ecke.“

„Gut. Bis nachher.“ Und Arm in Arm schob das viersblättrige Kleeflahz hinein, während ich mich in der Restauration an einer Flasche Selters labte.

Ich mag wohl eine Viertelstunde so geblieben haben und achte nichts Schlimmes, als plötzlich die Thüre aufging und meine Freunde hereinströmten. Aber wie sah ich sie aus! Dem Einen war der Cylinder eingetrichtert, dem Andern hing der Rockzipfel herunter, dem Dritten blutete die Nase — Nur der Vierte konnte mir auf meine befähigten Fragen Bescheid thun. Sie waren etwas unruhig eingetreten, gerade als eine Dame ein Trompetenloos blies. (Gott sei Dank, daß ich nicht dabei war. Eine Dame und ein Trompetenloos!) und hatten sich schon deshalb verschiedene Zwischenfälle zugezogen. Dadurch erbitert, züchteten sie die Solistin aus. — In Folge dessen gab es einen Aufruhr einige Erträge verurtheilte, sie hinaus zu befördern, ein Wort gab das andere, ein allgemeiner Tumult brach los und meine vier Freunde flogen auf die Straße ...

„Die verwünschte Trompetenbläserin,“ rief einer. „Sie tam mir so bekannt vor. Ich meine, ich hätte sie schon mit Dir gesehen.“

„Franz, Du bist auch dabei. Ich hole noch einige, die uns helfen.“ Und nach einer halben Stunde warteten mindestens ein Duzend „Glühende Musikenthusiasten“ auf die Dame. Das Concert war zu Ende. Die Leute strömten heraus. Jetzt flüsterte Kurt: „Da kommt sie.“ Eine Dame wurde in den Wagen gehoben; ich konnte sie nicht erkennen. Meine Freunde hatten den Kutscher verständig, sie spannten die Pferde aus und sich selbst ein, die Zuschauer riefen: „Bravo!“ über solchen Enthusiasmus für die Kunst und vorwärts rollte der Wagen in das Dunkel der Nacht, um endlich vor der Stadt Halt zu machen.

Ich war willens mitgelaufen, um zu sehen, wie es ausginge. Der Wagen hielt also. Im Nu war verschwunden alle, um sich nicht mehr sehen zu lassen, indem sie noch höflich riefen: „Ade, Fräulein Trompeterin!“

Eine angestrichelte Stimme erlönte aus dem Wagen, die mir scharf bekannt vorkam. Jetzt sog die Thüre auf und —

Meine Frau rief mich erblickend, aus: „Du selbst, Franz?“

„Gärr's: „Et tu Brute?“ in moderner Verfassung. Himmel, da hatte ich was Nettes angerichtet. Ich hatte meinen Freunden gegen meine Frau geholfen. Warum mußte sie mir auch verheimlichen, daß sie selbst Trompete blies? Was hätte sie mich nicht hintergehen?“

Jetzt begriff ich auch die heimlichen Ausgänge. Sie wollte eben, ohne mich zu hören, da sie meine Antipathie kannte.

„Ach Du, Franz?“

„Ich wollte Dich nur abholen,“ hatte ich noch die Freiheit zu entgehen. Ich will über das andere schweigen, ich will nicht erzählen, wie wir nach Hause kamen. Ich will nicht erwähnen, daß seit dem Tage meine Antipathie gegen die Trompete noch größer wurde.

Seit jener Stunde läßt meine Frau zu Hause, da sie noch oft von gewissen oder gewissenlosen Dirigenten aufgefordert resp. gebeten wird, als Solistin aufzutreten.

Und konnte ich einmal spät nach Hause, so schimpft sie nicht. Sie sagt überhaupt kein Wort, sondern nimmt die Trompete und bläst mir ein Solo vor.

Und das ist etwas Schreckliches.

Die Stunden verfliegen im Zeitstrom, Sie kommen mir, um zu gehen; in Nicht einen sonnigen Lebenstag wirst je Du wiedersehen!

Die Wolken tauchen am Himmel auf, zerflattern und entfliehen; Wie wieder je gemahrt Dein Blick Dieselben Wolken ziehen!

Nichts Unvergängliches weit und breit, Als meine Romane und Lieber; Verwend' ich die auch noch so oft, Sie kommen immer wieder.

Den richtigen Moment erfaßt. Lieutenant (erzählend): Wie's tam, daß mich so schnelle und reich verheiratete, wollen Sie wissen? Zehn da jüngst mit Kameraden aus Heilmathsstadt die Hauptstraße entlang, Kamerad macht lange Wige. Einer, besonders faul, erzeugt bei mir, als Ausdruck des Schauders, langgezogenes „Brrr!“ Im selben Moment kommt seine Gattinpaar Dame entlang gelaufen, Küle scheu, hören mein „Brrr!“, bleiben anjermursetzt stehen. Damen bringen aus dem Wagen, an dem gemahltes Eiweiß weicht aus, Damen hüpfen auf mich und Kameraden zu, wollen wissen, wer Lebensretter war. Kamerad zogen auf mich. Damen sind Lebenswüthigkeit selbst. Ich erfaßte richtigen Moment, halte bei der Kleider, der Wama, um Hand der bedrängten Tochter an, mir gleich zusehnd; vierzehn Tage nachher hochzeit, Mißbillig 600,000 Mark. — Profi, meine Herren! — Empfehle Nachahmung!

— In jener A. Du, gud amal, was da Gebärdet Schindelmeluber für große Wette in alle Wälder habet. — Und da heißt's, wenn ma bel ehne a W'stellung mach, so soll ma sich auf's Injertat in dea und dea Zeitung besorge. Zu was soll denn eigentlich dees aus sein? — A.: Ha, dees s'cht eoa raumen; wenn se e'm na d' Bednung über dia W'stellung gebet, daß se d' Kosta von dem Injertat in dea und dea Zeitung mit neis'chupfa lasse laßsel!

— Der W e i n t e n n e r. Bauer (dem seine Frau eine Flasche Wein von der Stadt mitbringt, die in tola Seidenpapier eingewickelt ist): Sacra, der muß aber sein sei!

Der Charakter unserer Handchrift.

Die Sprache als das Hauptzeugniß des Triebes nach Mittheilung wird gemeinlich als die vornehmste Bethätigung unserer Intelligenz angesehen, die allein den Menschen weit über das Thier erhebe. Trod dem hat Jeder täglich Gelegenheit, sich vom Gegenstand zu überzeugen. Es gibt Gedanken und Empfindungen, die ein Laut, eine Gebärde viel bezeichnender ausdrückt als ein Wort, und namentlich bei Kindern und bei Thieren kann man häufig die Wahrnehmung machen, daß der Ton des Lautes die Sehnsucht, den Verlangen, die Empfindung, den Schmerz ganz deutlich erkennen und unterscheiden läßt. Fast alle Säugethiere haben stimmgebende Apparate wie die Menschen, und schon Aristoteles mußte, daß nicht einmal alle Fische stumm sind, sondern zum Theil brummende, singende Töne zu erzeugen im Stande sind.

Um die Wahrnehmung zu machen, daß die meisten Thiere ihre Sprache haben, daß ihnen verschiedene Laute zu Gebote stehen, durch die sie sich gegenseitig vor drohenden Gefahren warnen, ihre Jungen an sich locken, sich den Feind eines ledernen Mahles gurren und ihre Freude und ihren Jörn auszudecken — braucht man noch lange nicht mit einem Phonographen ausgerüstet in den Urwald zu gehen, um dort die Sprache der Affen zu studieren. Nicht die Sprache, sondern die Schrift ist es, die den Menschen so hoch über das thierische Thier stellt — durch die Schrift vermag der Mensch seine Gedanken und Empfindungen in eine dem Auge wahrnehmbare Form zu kleiden, die Schrift ist die wichtigste Vortöperung vergangener und gegenwärtiger Kultur. Sie ist der Schlüssel zu den Forschungen über das Geistesleben der Völker, die vor Jahrtausenden gelebt haben und deren Danks und Schaffen oft nur noch wenige Steine erhalten sind, von denen einflüger hoher Cultur uns aber der todt Buchstabe bereites Zeugniß giebt: „Körper und Stimme leidet die Schrift dem summen Gedanken, Durch der Jahrhundert Strom trägt ihn das lebende Wort.“

Nicht nur, daß die Schrift in ihrer Entwicklung für den Sprachforscher ein interessantes Studium und für den Archäologen das wichtigste Hilfsmittel zu seinen gelehrten Forschungen geworden ist — auch dem modernen Denker bieten sich fesselnde Probleme in der Schrift, in ihrem Charakter und ihrer Psychologie, die zu erkennen die Aufgabe der Graphologie ist.

Für die Handchriftkunde, mit der sich schon in siebzehnten Jahrhundert Prof. Balbo in Bologna, später Lavater und Goethe viel beschäftigten, interessirte sich in neuerer Zeit namentlich Eugen Schmiebland, der es für zweifellos erklärte, daß die Sinnes- und Denktweise des Menschen, überhaupt sein ganzes geistiges Wesen, in der Handchrift denselben charakteristischen Ausdruck finde, wie in allen spontanen natürlichen Bewegungsimpulsen und deren Ergebnissen, also im Gang, in der Stimme, im Ausdruck der Augen u. s. w.

Die Handchrift des Menschen bietet in der That eine Fülle psychologisch-physiologischer Probleme dar. Der Zusammenhang zwischen feinsten und körperlichen Vorgängen tritt beim Schreiben sichtbar, fähiger zu Tage als bei irgend einer anderen willkürlichen Bewegung. Denn diese hinterläßt so deutliche, unmittelbare Spuren, die während langer Zeiträume unverändert bleiben und fern von ihrem Urheber diesen mit Sicherheit zu bezeichnen gestatten. Sie nach dem Beruf des Schreibers weichen die Handschriften voneinander ab; die kaufmännische, die Gelehrten, die Arbeiter-Handschriften sind untereinander und von der des gewerksmäßigen Schreibers verschieden. Standesunterschied, Bildungsgrad, Lebensalter bewirken Verschiedenartigkeit der Handchrift.

Diese Thatsache zu beobachten hat jeder unzählige Male Gelegenheit. Erhalten wir gleichzeitig zwanzig Briefe, deren Adressen immer nur die gleichen Worte, den Namen und Wohnort, aufweisen, so erkennen wir dennoch aus den wenigen Schriftzeichen häufig sofort den Absender. Denn so wenig es zwei Menschen gibt, die einander vollständig gleich sind, so wenig gibt es auch zwei Handschriften, die einander zum Verwechseln ähnlich waren. Nicht selten ist uns auch die Handchrift eines Menschen vertraut, den wir noch nie gesehen haben, den wir nur der Schrift nach kennen, wie nach einer Photographie.

Wenn man uns aber die Frage vorlegen würde, an welchen verschiedenen charakteristischen Merkmalen wir die vielen Handschriften unterscheiden, so dürfte uns das sehr schwer fallen, mitunter wohl unmöglich sein. Trod dem steht die Thatsache fest, daß selbst der Laie aus einigen bedeutungsvollen Worten, die uns gar keinen Einblick in das Geistes- und Geistesleben des Schreibenden gewähren, auf seine Betätigung, sein Geschlecht oder sein Alter erfolgreich schließen kann. Eine ausgedehnte Handchrift pflegt darauf hinzuweisen, daß der Schreiber mit einer gewissen Leichtigkeit die Feder handhabt, daß sein Beruf ihm oft zum Schreiben Veranlassung giebt, daß er also entweder Schriftsteller, Gelehrter, Kaufmann, Beamter oder dergl. ist, wohingegen die Handschrift eines selbständigen Handarbeiters ungleich und plump wirkt. Ganz anders sehen die unausgeschriebenen Buchstaben eines Amtes aus, als die von älteren.

— Der Sch l a u t o p f. Der ehrgeizige Marschall Schulte ist zum Aufseher der Deiche ernannt worden; als solcher führt er den Titel „Deichgraf.“ Als ihm nun eines Tages in der Stadt ein ihm bekannter Wirth mit seinem Titel anredet, sagt er: Wogu denn so viele Umstände, lieber Müller? — Nein, Herr Deichgraf; Ihre, dem Ehre gebührt! — Nun gut; dann lassen Sie wenigstens das „Deich“ weg!

— D e s i e w o h l. Dame (zum neuen Dienstmädchen): Warum heißt Du mich denn so an, Auguste? Auguste: Gnädige Frau haben so große Augen; bekommen gnädige Frau die denn auch beim Schlafen zu?

— D e r G a l a n t e. „Gnädige Frau sehen ja so frisch und blühend aus wie Rose von 20 Jahren.“

Greifenhand geschriebenen. Wir sprechen auch von „männlichen“ und „weiblichen“ Handschriften, ein Beweis, daß beide Geschlechter ihre anerkannten unterschiedlichen Merkmale haben.

Durch scharfe Beobachtung und Studium der verschiedenen Handschriften kann man das Unterscheidungsvermögen sicherlich sehr erhöhen und aus den Buchstaben mit Recht häufig weitgehende Schlüsse ziehen. Professor Preyer sagt in seiner interessanten „Psychologie des Schreibens“, daß die Schrift harmonisch geformter, den höheren Berufsarten angehörender Leute sich meist durch Einfachheit auszeichnet, während die Ungebildeten es lieben, ihre Schrift mit zahlreichen Schnörkeln zu versehen. Ganz gleiche Handschriften findet man niemals; jede Schrift hat etwas Charakteristisches, das sich bei einem Studium herausfinden läßt. Oft liegt es nur in der Gestaltung eines einzigen Buchstabens, einer einzigen Curve.

Bei genauer und scharfer Beobachtung sieht man auch wohl, ob die graphischen Unterscheidungsmerkmale auf erworbenen oder auf ursprünglichen Eigenschaften beruhen. So ist die Handschrift, die alle Schillerinnen des Pariser Erziehungsanstalts Sacre-Coeur schreiben, sehr reich an Ecken, aber diese Buchstaben der Zöglinge gehören nicht zu den natürlichen Symptomen, sondern sind durch Dressur erworben. Preyer behauptet sogar, daß es Nationalhandschriften gibt, in ähnlicher Weise wie Nationalcharaktere und Gassen. Wenn wir diese Behauptung auch dahingestellt sein lassen, so müssen wir doch zugeben, daß selbst dem Laien bei einer Schriftvergleichung ein Unterschied auffällt, zumal bei den verschiedenen Temperamenten der Schreiber.

Menschen mit sanfter, friedlicher Gemüthsart, die im Leben bedrückt sind, Gegenstände ausgleichen, hängen zu besitzigen, Feinde zu verführen u. dergl., zeigen sich auch in der Schrift als Freunde des Ausgleichs: sie runden unangenehme Stanten ab, verbinden das Getrennte u. s. w. Schroffe Menschen dagegen, die es lieben, Gegenstände zu verflären, Feindseligkeiten zu stiften, einen Streit vom Zaune zu brechen, lassen auch in der Schrift gern das Spitzige, Eckige, runde unermittelt nebenander stehen.

Es ist die Annahme der Graphologie arg übertrieben, daß man allein schon aus der Handchrift den Charakter eines Menschen klipp und klar erkennen könne, so dürften die charakteristischen Merkmale der Schrift doch häufig genug zu richtigen Schlüssen führen. Daher wird auch jetzt im Gerichtsverfahren der Schriftvergleichung eine wichtige Rolle zugewiesen. Seit einiger Zeit besteht in Deutschland die Verordnung, daß jeder Verurtheilte seinen Lebenslauf zu schreiben hat; das Schriftstück wird den Akten beigefügt, und mit Hilfe dieser Schriftvergleichung ist bereits so mancher Verurtheilte und Wohlthäter, so mancher Verfasser von Erpressungs- und Drohbriefen gefaßt worden.

Daß es mit der Hilfe der wissenschaftlichen Schriftkunde und Graphologie in der Psychologie, Pathologie und Jurisprudenz vergrößert sein wird, in Zukunft noch viele Räthsel zu lösen, dürfen wir wohl als Thatsache annehmen.

Eine merkwürdige Uhr.

Wohl die seltsamste Uhr, die jemals hergestellt wurde, befindet sich in dem Besitze eines indischen Fürsten. Nahe dem Zifferblatte einer von gewöhnlichen nicht abweichenden Uhr befindet sich ein auf Metallstäben aufgestellter Gong, unter dem sich ein Anzahl durch einander geworfener menschlicher Knochen dem Auge darbietet. Es sind Knochen und Schädel für zwölf vollkommene Stellet vorhanden. Wenn der Zeiger die erste Stunde zeigt, schnappen die zur Bildung eines Stetts notwendigen Knochen zusammen; das Seilett, durch funktlose mechanische Vorrichtungen behältig, springt auf, erregt ein Geräusch und schlägt mit diesem einmal auf den Gong. Wenn dies geschehen ist, schreiet es zur Schädelsstätte zurück und fällt auseinander. Um 2 Uhr erheben sich zwei Stellet und schlagen an den Gong, während um 12 Uhr die gesammten Stellet sich zu zwölf Stellet zusammenfügen und mit ihren Schlämmern auf den Gong schlagen, um nachher wieder sofort auseinanderzufallen.

— Der Sch l a u t o p f. Der ehrgeizige Marschall Schulte ist zum Aufseher der Deiche ernannt worden; als solcher führt er den Titel „Deichgraf.“ Als ihm nun eines Tages in der Stadt ein ihm bekannter Wirth mit seinem Titel anredet, sagt er: Wogu denn so viele Umstände, lieber Müller? — Nein, Herr Deichgraf; Ihre, dem Ehre gebührt! — Nun gut; dann lassen Sie wenigstens das „Deich“ weg!

— D e s i e w o h l. Dame (zum neuen Dienstmädchen): Warum heißt Du mich denn so an, Auguste? Auguste: Gnädige Frau haben so große Augen; bekommen gnädige Frau die denn auch beim Schlafen zu?

— D e r G a l a n t e. „Gnädige Frau sehen ja so frisch und blühend aus wie Rose von 20 Jahren.“